

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 98 (2002)

Heft: 1

Artikel: Fracht - Pracht - Tracht : ein kleiner Exkurs über Haare in der Kultur und der Kulturwissenschaft

Autor: Bendix, Regina

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fracht – Pracht – Tracht:

Ein kleiner Exkurs über Haare in der Kultur und der Kulturwissenschaft

Regina Bendix

Gleich Haut und Nägeln formen Haare einen Teil unserer körperlichen Hülle. Wie Menschen ihre Nägel schneiden und bemalen und die Haut reinigen, salben, rasieren, straffen und tätowieren, so traktieren sie auch ihre Haare mit Schere, Farben, Nadeln, Kämmen, Bändern, Bürsten, Heissluft, Chemikalien, Wicklern, Folie und Sprays. Manche Kulturen, wie z.B. die islamischen, verbergen insbesondere weibliches Haar gleich dem Rest des Körpers, aber in westlichen Gesellschaften sind Haarbeschaffenheit, -farbe und -schnitt oft das Erste, was Menschen von einander wahrnehmen. Die soziale, erotische und ästhetische Potenz, die dem Haar zufällt, sollte einen daher auch nicht erstaunen. Des Menschen Bedürfnis, sein Kopfhair kulturell zu bearbeiten und ästhetisch zu betonen, lässt sich durch archäologische Funde bis über die Antike hinaus zurückdokumentieren. In der Gegenwart genügt ein kurzer Gang durch die Abteilung Körperpflege eines beliebigen westlichen Warenhauses, um einzuschätzen, in welcher differenzierter, gründlicher Weise industrialisierte Menschen ihr Haar pflegen. Man hat uns soviel beigebracht über die spezifischen Eigenschaften unseres Haartyps, dass sich ein breitgefächertes Angebot von Shampoo und Weichspülern, Festigern, Sprays, Gelatine, Kurpackungen und Farben für den Hausgebrauch verkaufen lässt. Damit sind die von Friseur und Barbier vermittelten Haarschnitte und Frisuren sowie die pharmazeutischen und therapeutischen Haarwuchsmittel noch nicht einmal erfasst. Sechzehn Milliarden Dollar gaben Nordamerikaner in den 1990er-Jahren pro Jahr für ihre Haare aus.¹

In der volkskundlichen und ethnologischen Forschung fristet das Haar dagegen ein Randdasein, was einem die Wissenschaftler, die zum Thema gearbeitet haben, auch immer vordergründig mitteilen. Der Kulturanthropologe Gananath Obeyesekere, dessen Arbeit *Medusa's Hair* wohl die erste ethnologische Monografie zur kulturellen Signifikanz des Haars in einer bestimmten Kultur darstellt², schreibt: «Obwohl Haare auf Menschen in vielen Kulturen eine nachhaltige Faszination ausübten, scheint es, dass das Studium des Haars für uns Wissenschaftler nie ein populäres Unternehmen war»³. Und der Kulturanthropologe und Museologe Grant McCracken behauptet gar, dass das Haar aus akademischer Perspektive *terra incognita* sei und die Sozialwissenschaften es fast gänzlich vernachlässigt hätten.⁴

Eine bibliografische Suche unter dem Stichwort «Haar» resultiert in der Tat in mehr Verweisen auf medizinische als auf kulturelle Forschung, aber so ganz stimmt McCrackens Behauptung doch nicht. Die Rolle des Haars im Volksglauben z.B. ist durchaus wissenschaftlich erfasst worden, wovon der ausführliche Artikel im *Handwörterbuch des Aberglaubens* Zeugnis liefert.⁵ Dieses (wenn auch in mancher

Hinsicht problematische) Nachschlagewerk geht im Übrigen weit über magische Gebräuche hinaus, indem es auf Praktiken und Meinungen hindeutet, die sich aus «haarigen Aktivitäten» in verschiedenen, v. a. europäischen Regionen ablesen lassen, sei dies mit Bezug auf den Gebrauch von Haarteilen, die Anwendung von Haarwuchsmitteln oder die Präferenz für bestimmte Haarfarben. Nicht das Haupthaar, aber der Bart und andere männliche Gesichtshaarmoden haben durchaus vereinzelte Forschungen auf sich gezogen.⁶ Die Erzählforschung hat den magischen und symbolischen Qualitäten des Haars in verschiedenen Erzählgattungen ebenfalls Rechnung getragen⁷, und auch die Sprichwörterforschung hat das Haar nicht ausser Acht gelassen. Von «An einem Haar zieht man mich hin, wo ich gern bin» bis zu «Zwei mit den Haaren zusammenknüpfen» listete Karl Friedrich Wilhelm Wander immerhin 302 Sprichwörter zum Stichwort «Haar» in seinem Sprichwörter-Lexikon aus dem 19. Jahrhundert auf.⁸ Mehr als hundert Jahre später hat sich die Breite der gebräuchlichen sprachlichen Haarbilder (wie überhaupt von Sprichwörtern) verengt und wir betreiben lieber Metaspiele mit Sprichwörtern, als dass wir sie rhetorisch wirksam einsetzen.⁹ Doch selbst in dieser Variante, die Wolfgang Mieder «Antiredensarten» nennt, bietet er 44 Belege an zum «Haar in der Suppe» und den «Haaren auf den Zähnen».¹⁰

Neben der Scheu oder Scham, sich mit anderem Körperhaar zu befassen¹¹, ist es die gefühlte und ästhetische Dimension der Haare, die westliche Kulturwissenschaftler/-innen insbesondere in ihren Heimkulturen kaum beachtet haben.¹² Zwar finden sich hin und wieder Ausstellungen zum Haar in der Volkskunst, wie etwa dem aus Haar verfertigten Schmuck.¹³ Doch die «lebende» Haartracht, verwurzelt auf unseren Köpfen, erfreut sich erst seit wenigen Jahren grösseren wissenschaftlichen Interesses. Dieser im Vergleich zu andern Topoi ebenfalls marginale Aufschwung ist dem während der letzten zwei Jahrzehnte wachsenden kulturwissenschaftlichen Interesse am Körper und der Körperlichkeit zu verdanken. Dabei ist zu bemerken, dass spielerische, essayistische und illustrierte (sowie auch filmische) Beiträge nicht selten als wesentlicher Weg zu essentiellen Fragen über ein wissenschaftlich diffiziles Gebiet gewählt werden. Im Folgenden soll dieser Wandel in der wissenschaftlichen Haltung kurz betrachtet und erklärt werden, bevor die Verbindung von Haar, Kultur, Ästhetik und Körperlichkeit innerhalb einer spezifischen Lokalität beleuchtet wird.

«Der Haar- und Bartwuchs ist zumeist von mässiger Dichte...

... und Stärke, bei den Wälschtirolern im Allgemeinen voller und üppiger.» So begann 1893 Karl Toldts kurze Beschreibung der Haare unter den Tirolern und Vorarlbergern. Er fährt fort: «Das Haupthaar ist vorwiegend ein schlichtes, doch kommen allenthalben, häufiger in Wälschtirol, auch wellige, lockige und gekräuselte Haare in allen Farbenabstufungen vor: selbst der schwarze Krauskopf findet nicht nur unter den italienischen, sondern auch unter den deutschen Landeskin-

dern ab und zu Vertreter». Emil Zuckerkandl, der sich mit der Steiermark befasste, bietet die folgende, kritische Verallgemeinerung an:

«Die Frage, ob von den zwei Grundtypen der Haar- und Augenfarbe sich constant je einer mit einer bestimmten Schädelform combinire, muss verneint werden. Noch vor kurzer Zeit war allerdings die Ansicht von einem hochgewachsenen, blonden, langköpfigen Typus, dem ein brünetter, kurzköpfiger Typus mit gedrungenem Körperbau entgegengestellt, ziemlich verbreitet und mit einer gewissen Vorliebe hat man auf die hochgewachsenen blonden Langköpfe als auf den germanischen Typus hingewiesen. Die statistischen Untersuchungen haben jedoch diesen Glauben sehr erschüttert.»¹⁵

Für die Ethnologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts sind diese kurzen Anmerkungen durchaus typisch und ebenso die Tatsache, dass sich diese Informationen in einem umfänglichen, ethnologischen Nachschlagewerk unter dem Untertitel «Physische Beschaffenheit der Bevölkerung» finden. Haare sind Teil unseres Körpers. Als sich die Fächer Volkskunde und Völkerkunde Ende des 19. Jahrhunderts institutionell etablierten und differenzierten, lag es nahe – sowohl aus taxonomischen Gründen wie auch aus bürgerlichem Anstandsgefühl, für das alles Körperliche, sei es auch noch so prächtig, eine Fracht darstellte – Haare, wenn überhaupt, dann dem «physischen Charakter» des zu beschreibenden Menschen zuzuordnen. Betrachtet man etwa das Forschungsprogramm, das Karl Weinhold dem neu gegründeten Verein für Volkskunde 1891 vorlegte, so fällt einerseits der Einschluss des «physischen Erscheinungsbildes» des Volkes auf, andererseits die klare Separierung dieses quasi medizinisch-archäologischen Forschungszweiges von linguistischen und kulturellen Aspekten.¹⁶ Die breite Forschungsanlage, welche die Anthropologie (Völkerkunde und Volkskunde) als Wissenschaft vom Menschen in ihrer Ausformung im ausgehenden 19. Jahrhundert wohl zur letzten Universalwissenschaft machte, zeigt auch die Ungewissheit oder Zurückhaltung auf, mit der die Körperlichkeit – und damit auch das Haar – des Menschen angegangen wurde. Der Versuch, Körper und Kultur aufzuteilen, resultierte in fast eigenständigen Disziplinen. Heute ist die Annäherung der physischen Anthropologie an Biologie und Genetik weit fortgeschritten und eine stark differenzierte medizinische Anthropologie tastet sich zögernd wieder an kulturelle Interessen heran.

Sucht man in derselben Quelle, dem 24-bändigen, enzyklopädischen Werk *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild* (1885–1902) nach Beschreibungen ethnisch-spezifisierter Haartrachten, so fallen sie noch knapper aus.¹⁷ Zöpfe oder «aussergewöhnliche» Haarschnitte werden allenfalls vermerkt, doch sind es üblicherweise der Hut, die Haube, das Kopftuch oder der Mangel einer Kopf- und damit Haarbedeckung, die allenfalls hervorgehoben werden. Wenn etwa Franz Kozma zur Szekler Frauentracht schreibt: «Auch die weibliche Tracht ist einfach. Die Frauen tragen einen Haarwickel: durch den sie einen grossen krummen Kamm stecken. Darüber kommt im Sommer eine leichtere, im Winter eine wärmere schwarze Haube (csepesz) mit Spitzenrüschen (taszli); sie wird mit schmalen, an den Ohren vorbeilaufenden Bändern unter dem Kinn gebunden»¹⁸, so verschwindet das Haar innerhalb der Details zu Stoff, Rüschen und Bändern. Gera-

dezu aussergewöhnlich ist z.B. die folgende Beschreibung zur Kopftracht der Frauen in Neu-Gradiska und Brod, wo der Autor immerhin die Arbeit, die eine Haartracht abfordert, honoriert:

«Allgemein erhalten hat sich hier bisher die Kopftracht der Frauen, mit den sehr breiten, aus vielen Strähnen flach geflochtenen Zöpfen, die auf dem Kopfe haubenartig angeordnet sind. Und dabei ist die Herstellung dieser Frisur sehr mühselig und erfordert mehrere Stunden. Fünf bis sechs Mädchen oder Frauen setzen sich hintereinander auf niedere Schemel und jede flicht die Haare der vor ihr Sitzenden, während das ihre von der hinter ihr Sitzenden geflochten wird.»¹⁹

Trotzdem gehen die drei Sätze innerhalb der viel reichhaltigeren Beschreibung von Stoffqualität und Stickerei verloren. Es ist die ornamentale, fast kopfbedeckungsähnliche Frisur, die das Haar von einem biologischen Faktum in eine haubenartige Haartracht verwandelt, welche zwischen Seidenstoffen und Goldstickerei, Pelzwämsern und Schnürstiefeln eingeordnet werden kann. Der Zwischenstatus des Haares, als sowohl biologisch-körperliches als auch materielles «Ding», bereitete einer klassifikatorisch orientierten Wissenschaft Schwierigkeiten. In der volkskundlichen Literatur zur Tracht bleibt das Haar meistens eine latente Fracht, auf die allenfalls in trachtenpflegerischen Publikationen negativ aufmerksam gemacht wird, insbesondere in der Zeit, als der Kurzhaarschnitt für Frauen Einzug hielt, was im ästhetischen (und natürlich noch mehr im geschlechterpolitischen) Erscheinungsbild als problematisch empfunden wurde.²⁰ Jennifer L. Michaels' Dissertation zum Trachtenwesen im französischen Arles bildet hier eine beachtenswerte Ausnahme. Sie weist auf die erhebliche Rolle hin, welche das «typische» (schwarze) Haar in der Ethnopolitik der Félibrige spielte, die das Schönheitsideal der Arlésiennes herausarbeiteten, welches dann im späteren folkloristischen Festwesen der Stadt, insbesondere der Krönung der Festkönigin, auch zentral wurde. Haarkritik kann hier zur latenten Abstammungskritik werden. Michaels bemühte sich aber auch um die Erfahrungswerte rund um Haare und Haartracht der Arlésiennes. Der Kulturstoff Haar zeigt hier seine Natürlichkeit, in der Schlüpfrigkeit des zu glatten Haares, das sich Kämmen und Aufsteckversuchen widersetzt, und in der Unverlässlichkeit des Haarwuchstempos, das vor dem Fest nicht schnell genug wächst, um sich in die verlangte Frisur stilisieren zu lassen. Michaels zeigt aber auch auf, wie Frauen durch ihr Expertentum über Stoffe, Falten und Haare die Kontrolle ihres körperlichen Schönheitsideals den Händen männlicher Ethno-Ideologen abgerungen haben.²¹

Erst die kommunikationstheoretischen und funktionalistischen Ansätze des 20. Jahrhunderts betrachteten Haare als ein zwischen Kultur und Geschlecht oder Körper vermittelndes Symbol. In seiner wegweisenden Arbeit zur mährischen Volkstracht hatte Petr Bogatyrev bereits darauf hingewiesen, dass die Haartracht dazu dienen konnte, den sozialen sowie insbesondere den geschlechtlichen Reifezustand einer Frau zu signalisieren, und dabei bisweilen auch eine moralische Funktion ausüben konnte, so z.B. wenn ein unverheiratetes Mädchen seine Jungfräulichkeit verlor und dazu gezwungen wurde, die Haartracht einer verheirateten

Frau zu tragen, oder die Haare gar abschneiden musste.²² Der britische Sozialanthropologe Edmund Leach verband diese Argumentation mit ausführlicheren Gedanken zu *rite de passage* und Haaren im Kulturvergleich:

«Aus anthropologischer Sicht widerspiegeln [*rites de passage*], wie ein Individuum feste Stadien innerhalb des sozialen Systems durchläuft; diese Stadien entsprechen den verschiedenen Graden von Reife, verschiedenen Typen erlaubten sexuellen Verhaltens, [und] verschiedenem Zugang zu sozialer Macht ... Selbst der skeptischste Anthropologe muss zugeben, dass das Kopfhair häufig als öffentliches Symbol mit ausdrücklicher sexueller Bedeutung verwendet wird ... Klare Veränderungen der Haartracht begleiten häufig die Veränderungen des sexuellen Status' in der Pubertät und bei der Heirat, aber das Muster verändert sich.»²³

Empirische und theoretische Auseinandersetzungen mit der geschlecht- und reifesignalisierenden Haartracht gehören zu den wesentlichsten Beiträgen der neusten (meist auch feministisch verpflichteten) kulturwissenschaftlichen Haarforschung. Machtanspruch, Unterwerfung sowie ein Spektrum religiöser Dikta zu Haar, Geschlechtlichkeit und Entsagung gehören zu den angesprochenen Themen, welche oft anhand von zentralen, mythologischen Charakteren (von biblischen Figuren wie Simson, Absalom oder Maria Magdalena bis zur indischen Draupadi) entschlüsselt oder abgeleitet werden.

Doch die kulturweit gleich interpretierte Signalwirkung einer Haartracht vermindert sich in einer sich individualisierenden Klassen- und Konsumgesellschaft. Zum einen fühlen sich Menschen freier in der Gestaltung ihrer Haarbiografie, obwohl Haare besonders für Frauen ein kompliziertes Mittel der Selbstdarstellung sind.²⁵ Zum andern verwandeln sich gruppenkulturelle Haarstilwahlen im konsumanspornenden Kapitalismus schnell von einem Mechanismus der Absonderung oder Gruppendarstellung in ein Marktangebot. Die grellen Farben der Punks sind zu modischen, auswaschbaren Akzenten geworden, die Modeschöpfer und -magazine aufgreifen und aus dem Bereich des Marginalen in das Trendige verschieben. Die dicht auf dem Kopf aneinander gereihten Zöpfchen, welche in das Stilrepertoire afrikanischer, afro-amerikanischer und -karibischer Kulturen gehören, finden wir heute auch auf den Köpfen weisser Kinder in Europa und den USA, die aus dem Inselurlaub heimkehren, wo sich ihre Eltern einige Stunden der Kinderfreiheit erkaufen, indem sie den Sprösslingen das zeitaufwendige Freizeitangebot des «indigenen» Frisierens kaufen. So wandert der Haarstil nicht nur geografisch, sondern auch von einem Haartyp, für den die Frisur entwickelt wurde, zu einem andern über.²⁶ Die Identifikation von extrem kurzem Haarschnitt oder Kahlrasur mit Neonazis ist längst unterwandert worden durch den Aufschwung dieses schädelbetonenden Stils, der das muskulöse Männerideal ebenfalls umspielt und den schwächlichen, langhaarigen Hippie der 1960er verdrängt hat. Doch es gibt auch den langhaarigen Body-BUILDER, den intellektuell-schwächlichen Kurzgeschorenen, und den Kahlkopf, der erfolgreichen Schauspielern wie Yul Brynner und Patrick Stewart nacheifert. Ohne Einsicht in individuelle Biografie und momentane Identifikation lassen sich Verallgemeinerungen zur Gruppenemblematisierung von Haar-

trachten nur noch schwer vertreten. Die Individualisierung innerhalb gesellschaftlicher Strukturen hat der ethnologischen und volkskundlichen Forschung in allen Bereichen Probleme gebracht, war doch die «Gruppe» – sei dies nun eine Kultur, Ethnie oder Subkultur – der natürliche Rahmen, der sich durch Forschung bestätigen oder in seiner Spezifik ergründen liess.²⁷ Eine Umorientierung auf Prozesse, Netzwerke und Befindlichkeiten, zu welchen auch der Umgang mit Körperlichkeit gehört, zeichnet sich in der Forschung des letzten Jahrzehntes ab, und die nun zum Schluss folgenden Skizzen zu Haar, Körperempfinden und Befindlichkeit wollen versuchen, dem Haar als Ding zwischen Körper, Selbst und sozialem Umfeld am Ort seiner Veränderung, dem Friseursalon, auf die Spur zu kommen.

Bim Coiffeur bini gsässe ...

Jeden zweiten Donnerstagmorgen ging meine Mutter zum Friseur. Solange ich mich erinnern kann, war dies ein Gang, auf dem ich sie begleiten durfte. Sie wurde in eine der durch halbhohe Wände unterteilten Kabinen geführt und setzte sich auf den roten Sessel gegenüber einem grossen Spiegel. Ein dünner Schutzmantel wurde über Schoss und Schultern drapiert und eine der Lehrtöchter schob den mobilen Waschtrog von hinten an sie heran, um den üblichen Vorgang, genannt «Waschen-Einlegen», anzufangen.²⁸ Ich sass derweil auf einem kleinen Hocker zu ihren Füßen und schaute dem ganzen Prozedere zu. «Ist die Temperatur gut so?», kam jeweils die Frage, und meine Mutter, deren Haar jetzt nass und glatt an ihrem nach hinten gelehnten Kopf lag, bejahte jedesmal. Nach der Wäsche wurde das Haar mit einem Frottiertuch angetrocknet, der Waschtrog beiseite gerollt und die Friseuse selbst erschien mit einem zweistöckigen Wägelchen mit verschiedenen Grössen von Haarwicklern und Nadeln. Sie stellte sich hinter meine Mutter, kämmte das feuchte Haar durch und begann mit grossem Geschick und erheblicher Schnelligkeit, einzelne Strähnen auf die farbigen Wickler zu rollen, die dann mit Nadeln nebeneinander in ordentliche Reihen auf meiner Mutters Kopf festgesteckt wurden. Meine Mutter sass still, Kopf stets zum Spiegel gewandt, und unterhielt sich mit der Friseuse, die sie zwar wohl neben sich fühlen musste, aber nur im Spiegel sehen konnte, ausser wenn diese nach vorne trat, ihre Arbeit kurz begutachtete oder sich von vorne über ihre Arbeit resp. meine Mutter beugte. Manchmal durfte ich der Friseuse Nadeln reichen, aber üblicherweise sass ich einfach dabei, hörte zu und verstand, zum Glück, nicht die Hälfte der Konversation, die sich so oft um irgendwelche Probleme zu drehen schien. Schwierige Lehrtöchter, Sorgen um Mann oder Kinder, die neue Königin in Schweden, Gesundheitsfragen. Dann kam die Trockenhaube, die über den Kopf voller Bigoudi (das französische Wort, das statt «Lockenwickler» gebraucht wurde) gestülpt wurde, und meine Mutter las ein Heftchen. Wenn ich Glück hatte, kam der Chef herein, der mich mochte, weil ich den gleichen Geburtstag hatte wie er, und brachte mir eine heisse Schokolade. Zum Schluss galt es nur noch, die Wickler wieder aus den getrockneten Haaren zu ziehen und das

Haar auszukämmen, leicht zu toupieren, und die fertige Frisur mit Spray zu fixieren.

Dann kam der Tag, wo ich von meinem Stühlchen weggelotst wurde. Es sei an der Zeit, meine Haare zu schneiden, hiess es. Ich wurde auf einen der Stühle in der Männerabteilung gehoben und mittels der Fusspumpe höher und höher gehievt. Jetzt sass ich vor dem Spiegel, und nicht die nette Friseurin mit den flinken Händen, sondern der Männerfriseur in seinem kurzen, weinroten Berufskittel machte sich mit Schere und Kamm an meinem Kopf zu schaffen. Bis zu diesem Tag hatte ich mir keine Gedanken gemacht darüber, wie mein Haar aussah. Ich kann mich nicht erinnern, wer es wie kämmte und wer es hin und wieder kürzte. Aber als ich diesem Mann im Spiegel zusah, und als offensichtlich wurde, dass meine dünnen Kinderlocken zu Boden fielen und sich regelmässig-kurze Fransen über meiner Stirne formten, fühlte ich mich wehrlos und voller Angst. Dieses Gesicht im Spiegel war nicht mehr ich. Auch die beschwichtigende Stimme der Mutter, die aus ihrer Kabine herbeigeholt worden war, half da nichts. Über all die Jahre, wo elterlicher Geschmack der Tochter einen praktischen Kurzhaarschnitt verordnete, waren Friseurbesuche von diesem Tag an stets mit einer Art inneren Schauderns verbunden. Es ging mir ähnlich wie Mani Matter, der in seinem Chanson «Bim Coiffeur» einst sang: «Es metaphysischs Grusle het mi packt im Coiffeurgstüel.»²⁹ Die elterlichen Beteuerungen nach erfolgtem Haarschnitt, man sei jetzt wieder «schön», klangen jeweils hohl und unwahr.

Matters Gruseln setzte allerdings schon vor dem Haarschnitt ein, und zwar durch die räumliche und persönliche Vervielfältigung, welche die Spiegelanlage optisch verursacht, und die dem Geschehen rund um den Haarschnitt eine weitere be- und verfremdende Dimension beifügt. Der Barbierladen oder Frisiersalon ist ein besonderer Ort, entwickelt für eine besondere Tätigkeit. Denn was gibt es sonst noch für Lokalitäten, die der Körperpflege gewidmet sind? Spitälern, Arzt- und Zahnarztpraxen und bis vor kurzem auch Kurbädern oder Massagesalons³⁰ haftet der Geruch von Heilung an, die Wände und Böden halten sich an ein weiss-beige-spitalgrünes Farbschema, die Geräusche bleiben gedämpft. Spiegel sind an diesen Orten kaum zu finden, im Haarsalon dagegen gibt es davon die verschiedensten Varianten: Wandspiegel, Handspiegel, grosse und kleine Spiegel. Im traditionellen Salon wird das Auge ausserdem auf vergrösserte Fotos frasierter Köpfe gelenkt; neuere Salons ziehen es oft vor, den ganzen Raum gleich einem Restaurant mit einem bestimmten Stil zu versehen – kühler Stahl und warme Farben, Jugendstil, Naturtapeten und künstliche Wasserfälle. Ob traditionell, modern oder retro, der Salon hat ein Ambiente, und seine Gerüche versprechen nicht Heilung, sondern ästhetische Veränderung. Unsere Nase nimmt Haarprodukte und Haarinstrumentarien wie Trockner und (die zwar kaum noch verwendete) Brennschere wahr, und unsere Sinne werden dadurch bereits auf die bevorstehende Haarbehandlung vorbereitet.

Aber wie erfahren wir diese Stunde(n) im Stuhl des Friseurs? Wir übergeben die Kontrolle über unser Aussehen einem Profi, der in dieser Zeitspanne unser Ver-

trauen, gar unsere Hingabe gewinnen kann oder den wir für die nächsten Tage verfluchen werden. Es mangelt nicht an Negativerfahrungen: Carola Lipp berichtet von «Frauen, die sich bereits nach einem Friseurbesuch ihrer Identität beraubt, sich mit der neuen Frisur hässlich und insgesamt entfremdet fühlen»³¹. Findet man dagegen die richtige Friseurin, so bleibt man ihr auch über lange Lebensabschnitte treu, und es werden selbst aussergewöhnliche Strapazen und Ausgaben auf sich genommen, um dieses Verhältnis aufrecht zu erhalten.³² Es bleibt zu fragen, was genau den Faktor «richtig» ausmacht.

Die richtige Friseurin «versteht mein Haar», «weiss, wie man meine Art von Haaren richtig schneidet», «schneidet meine Haare so, wie ich sie geschnitten haben möchte», «bringt es fertig, dass meine Haare genau richtig fallen», «weiss, was ich willens bin zu tun mit meinen Haaren», «versteht, was für einen Stil ich habe» – so lauten die Zeugnisse zu erfolgreichen Kunden-Friseur-Paarungen.³³

Doch neben dem erfolgreichen Haarschnitt, der sich auf die persönliche Befindlichkeit über Stunden, Tage, gar Wochen ausdehnen kann, geht in dieser Dreierbeziehung von Kundin, Haar und Friseur weit mehr vor. «Sie massiert meine Schultern und Halsmuskeln nach der Haarwäsche», sagt eine Frau um die 40, die sich um dieses Wohlgefühls willen den Friseurbesuch auch mehr kosten lässt. Für eine andere Kundin ist der Friseur, der «nicht so viel redet», bereits siebenjährige Treue wert.³⁴ Es braucht Kommunikation, um sich auf einen Haarschnitt zu einigen, insbesondere wenn etwas Neues ausprobiert werden soll.³⁵ Kommunikation rankt sich auch um die Haarwäsche und den Haarschnitt. Der Körper der Friseurin ist in intimer Proximität³⁶, und sie wäscht und kämmt einem das Haar, was man sonst selbst in räumlicher Abgeschiedenheit tut oder sich allenfalls von Eltern, Geschwistern, engsten Freunden oder Freundinnen, aber nicht von Unbekannten gefallen lässt. Höfliche Phrasen helfen, diese Proximität zu normalisieren: «Ist es gut so?» «Würden Sie jetzt bitte den Kopf nach vorne beugen?» Doch reichen diese Anweisungen kaum aus, um dem sozialen Feld, welches es um den Haarschnitt oder um die noch viel länger dauernde Dauerwelle oder Haarfärbung zu errichten gilt, genügend kommunikative Geschmeidigkeit zu verleihen. So gilt es, einander auszukundschaften und so die Grenzen des Beredbaren abzustecken. Die Harmlosigkeit der Konversation verdeckt die Spannung, in welcher sich Kundin und Friseur befinden. Die Kundin hat sich dem beruflichen und ästhetischen Geschick des Friseurs ausgeliefert, sie wird ihn dafür bezahlen müssen, selbst wenn ihr der Haarschnitt nicht gefällt. Der Friseur muss hoffen, dass sein Können der Kundin gefallen wird, denn dadurch wird er sich ihre Treue erarbeiten. Geglückte Kommunikation besteht aus den richtig gewählten Komplimenten, dem Ablenken von der eigenen Geschicklichkeit auf eine gemeinsam erzielte, erfolgreiche Frisur, und der dadurch erarbeiteten temporären Zweisamkeit in der ansonsten schrecklich einsamen Arbeit der Selbstdarstellung im Alltag.

Intimität, Wohlgefühl und kommunikativ erreichtes Vertrauen bilden somit die Basis, auf welcher das ästhetische Resultat – der Haarschnitt, die neue Frisur, die neue Haarfarbe – aufbaut. Inwieweit lassen sich diese Erfahrungen in wissen-

schaftliche Worte fassen? Inwieweit sind diese Haarerfahrungen mit ihren sensorischen und emotionalen Komponenten auf andere Lebensbereiche ausdehnbar? Inwieweit sind sie Teil volkskundlichen Erkenntnisinteresses? Der Weg von einer auf Gruppenhaftigkeit und klar kategorisierbare kulturelle Praxen und Materialien ausgerichteten Wissenschaft zu einer vermehrt auf menschliche Sinn- und Geistwahrnehmung orientierte Forschung bedarf mehr als einer interdisziplinären Erweiterung (die in diesem Fall auch leicht in biologistische Verhaltensforschungsansätze abstürzen könnte). Haare sind allenfalls ein guter Einstieg, um sich zu vergewissern, inwiefern die kulturwissenschaftliche Öffnung zu Fragen der Körperlichkeit auch tatsächlich eine endgültige Negation der kartesischen Absage eben dieser Körperlichkeit darstellt. Wenn wir uns aber nicht ausschliesslich auf individualistische, persönliche und meist auch essayistische Einstiegsversuche beschränken wollen, so gälte es, das volkskundliche Instrumentarium auf seine Tauglichkeit zu prüfen und menschliches Erfahren und Fühlen mit in die Forschung einzubeziehen.³⁷

Anmerkungen

Für Literaturhinweise und Ideen bedanke ich mich ganz herzlich bei Roger Abrahams, John und Claire Bendix und Wolfgang Mieder.

- ¹ Grant McCracken, *Big Hair: A Journey into the Transformation of Self*. Woodstock 1995: 2. (Deutsche Übersetzung: *Big Hair: Der Kult um die Frisur*. München 1997).
- ² Gananath Obeyesekere, *Medusa's Hair: An Essay on Personal Symbols and Religious Experience*. Chicago 1981. Der Titel sowie die analytische Ausrichtung lehnten sich an Sigmund Freuds Aufsatz «Medusa's Head» von 1922 an (in S. Freud, *Collected Papers*, James Strachey (Hg.). London 1955, Bd. 5: 105 f.). Ebenfalls psychoanalytisch ausgerichtet war Charles Bergs Studie: *The Unconscious Significance of Hair*. London 1951.
- ³ Gananath Obeyesekere, Foreword. In: Alf Hiltebeitel/Barbara D. Miller (Hg.), *Hair: Its Power and Meaning in Asian Cultures*. Albanay 1998: xi–xvi, hier xi.
- ⁴ McCracken (wie Anm. 1): 2.
- ⁵ Vgl. «Haare». In Hanns Bächtold-Stäubli (Hg.), *Handwörterbuch des dt. Aberglaubens*. Berlin 1987 (2. Auflage), Bd. 3: 1239–1288.
- ⁶ Vgl. Reginald Reynolds, *Beards*. London 1950. Aus volkskundlicher Sicht vgl. Hans Trümper, *Haar- und Barttracht als Ausdruck der «Weltanschauung»*. In: *Sandoz Bulletin* 48, 1979: 26–34.
- ⁷ Vgl. Ulrich Kutter, *Haar*. In: *Enzyklopädie des Märchens*. Berlin 1990, Bd. 6: 337–343. Neben diesem allgemeinen Eintrag beinhaltet die EM natürlich auch Stichwörter zu Bart, Kahlköpfigkeit, Rothaarigkeit, und zu bestimmten Märchentypen (wie z. B. den drei Haaren vom Bart des Teufels) oder mythologischen Motiven, die Haare und besondere Körperstärke – z. B. beim biblischen Simon – verbinden.
- ⁸ Karl F. W. Wander, *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. 5 Bde. Darmstadt 1964 (original: Leipzig 1867–1880) hier Bd. 2: 218–230.
- ⁹ So baut auch Lutz Röhrichs Eintrag für Haar in seinem: *Das grosse Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Freiburg 1991, Bd. 1: 603–608, hauptsächlich auf ältere Quellen, während die Illustrationen, wie z. B. für «die Haare stehen einem zu Berge», als Witzzeichnungen den sinnbildlich intendierten Ausdruck visuell realisieren und damit, typisch für unsere Zeit, untergraben.
- ¹⁰ Wolfgang Mieder, *Phrasen verdreschen: Antiredensarten aus Literatur und Medien*. Wiesbaden 1999: 114–188.

- ¹¹ Erst in Alternativpublikationen wie dem Konkursbuch (Bd. 36) zum Thema Haare (Petra Flocke/Imkestet Leibrock/Regina Nössler (Hg.). Tübingen 1999), kommt die Körperbehaarung insgesamt ins Visier, aber auch hier überwiegen die Gedanken zum Kopfhair. Die symbolische Verbindung von Kopf- und Schamhaar in verschiedenen religiösen Weltbildern kommt, ausser bei Sigmund Freud, in neueren anthropologischen Studien zur Diskussion: vgl. Howard Eilberg-Schwartz/Wendy Doniger (Hg.), *Off with Her Head! The Denial of Women's Identity in Myth, Religion, and Culture*. Berkeley 1995, insbesondere Eilberg-Schwartz' Einleitungskapitel: *Introduction: The Spectacle of the Female Head* (S. 1–14) sowie der Beitrag von Carol Delaney, *Untangling the Meanings of Hair in Turkish Society* (S. 53–75).
- ¹² Arbeiten, auch eher populärer Art, insbesondere zu Haaren und Haarschmuck in verschiedenen afrikanischen Kulturen sowie auch in der afroamerikanischen Praxis sind dagegen verbreitet. Siehe z. B. Esi Sagay, *African Hairstyles: Styles of Yesterday and Today*. London 1983. Eine funktionalistisch orientierte Studie bietet Marilyn Hammersley Houlberg, *Social Hair: Tradition and Change in Yoruba Hairstyles in Southwestern Nigeria*. In: J. M. Cordwell/R. A. Schwarz (Hg.), *The Fabrics of Culture: The Anthropology of Clothing and Adornment*. New York 1979: 349–398. In neuester Zeit mehrten sich auch Videos zu diesem Thema. Siehe z. B. Genevieve Leyh, *hairdo*. 1999 <<http://mojono.com/hairdo/index2.html>> und Miyoshi Smith/Yvette Smalls-Kinjozi, *Hair Stories*. 1998 (vertrieben direkt durch Y. Smalls, Philadelphia). Das starke Interesse am afroamerikanischen Haarstil widerspiegelt sich auch in der Sondernummer zum Thema Haar der Zeitschrift *Fashion Theory* (Bd. 4, Nr. 1 Dezember 1999), wo von fünf Artikeln deren zwei auf dieses Gebiet fallen, einer auf China und zwei auf feministisch-inspirierte kulturgeschichtliche Themen.
- ¹³ Siehe z. B. Alfred Peters, *Schmuck und Bilder aus Haaren*. Ein europäisches Kulturerbe. Borden 1995; Stadt Deggendorf (Hg.), *Schmuck aus Haaren: vergessene Kunst d. Friseure*. Sonderausstellung im Stadtmuseum Deggendorf. Deggendorf 1987; Geoffrey Turner, *Hair Embroidery in Siberia and North America*. Oxford 1976. Erst in jüngster Zeit verzeichnet sich hier eine Verbindung zu Fragen der Körperlichkeit; vgl. Marcia Pointon, *Materializing Mourning: Hair, Jewellery and the Body*. In: Marius Kwint/Christopher Breward (Hg.), *Material Memories*. Oxford 1999: 39–57.
- ¹⁴ Karl Toldt, *Physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Tirol und Vorarlberg*. In: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*. Wien 1893, Bd. 13: 229–240, hier: 236.
- ¹⁵ Emil Zuckermandl, *Physische Beschaffenheit der Bevölkerung*. In: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*. Wien 1890, Bd. 7: 238–44, hier: 240 f.
- ¹⁶ Karl Weinhold, *Zur Einleitung*. In: *Zeitschrift der Vereins für Volkskunde* 1, 1891: 1–10.
- ¹⁷ Eine vollere Darstellung dieser ethnologischen Enzyklopädie findet sich in Jurij Fikfak/Reinhard Johler (Hg.), *Volkskultur zwischen Staat und Nation. Volkskunden zur Jahrhundertwende in Zentraleuropa und «Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild»*. Wien 2002.
- ¹⁸ Franz Kozma, *Die Szekler*. In: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*. Wien 1902, Bd. 23 (Ungarn VI. Band): 265–287, hier: 278.
- ¹⁹ Stefa Jskra, *Nationaltrachten und Hausindustrie*. In: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*. Wien 1902, Bd. 24 (Ungarn VII. Band): 102–109, hier: 104.
- ²⁰ Dank für diese Information geht an Bernhard Tschofen, Wien, der mich auch darauf aufmerksam machte, dass zumindest in österreichischen Regionen falsche Zöpfe für kurzhaarige Trachtenträgerinnen angeboten wurden. In der amerikanischen Volkstanzszene gehören falsche Zöpfe ebenfalls zum Kostüm von Gruppen, die mit Balkantänzen auftreten. Haarteile sind so endgültig gleich Blusen oder Schuhwerk zu einem vom Körper unabhängigen Kleidungsstück geworden.
- ²¹ Jennifer L. Michael, *Costume Beauties: The Image, Identity, and Expertise of the Arlésienne* (Arles, France). Ph. D. Dissertation, University of Pennsylvania. Philadelphia 1996.
- ²² Vgl. Petr Bogatyrev, *The Function of Folk Costume in Moravian Slovakia* (= *Approaches to Semiotics* 5). Den Haag 1971 (engl. Übersetzung des tschechischen Originals), hier: 73 f. Die Jubilarin hat in ihrer Arbeit zu Trachten diesen Argumentationsstrang ebenfalls aufgenommen: vgl. Christine Burckhardt-Seebass, *Trachten als Embleme. Materialien zum Umgang mit Zeichen*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77, 1981: 209–226.
- ²³ Edmund R. Leach, *Magical Hair*. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 88, 1958: 147–164. Zitiert nach Philippa Rappaport, *If It Dries Out, It's No Good: Women, Hair and Rusalki Beliefs*. In: *SEefa Journal* 4/1, 1999: 55–64, hier: 55 (ebenfalls zu finden auf: <<http://www.virginia.edu/~slavic/seefa/RUSALKA.HTM>>).
- ²⁴ Die zwei reichhaltigsten Bände hierzu sind Hiltebeitel/Miller (wie Anm. 3) sowie, weiter gefasst, Eilberg-Schwartz/Doniger (wie Anm. 11).

- ²⁵ Vgl. Carola Lipp, Eine haarige Sache. Vom Umgang mit Haaren. In: Petra Flocke/Imken Leibrock/Regina Nässler (Hg.), Haare. Konkursbuch 36. Tübingen 1999: 12–25, hier: 22. Lipp's Aufsatz beruht auf einer empirischen Befragung, aus welcher sich sowohl Alters- wie Geschlechtsunterschiede im Umgang mit Haaren ergaben, und auch eine Periodisierung von Frisurtypen sowie der Einfluss verschiedener Haartechnologien auf Frisurpräferenzen herausgearbeitet wurden.
- ²⁶ Meine Kollegin und Nahrungsforscherin Janet Theophano spricht im Bereich des «ethnischen Kochens» von «Esstischtourismus» und man darf den Begriff hier vielleicht ausdehnen, gerade im Bezug auf die Individualisierungstendenz und die Zuwendung zu bzw. Fragmentierung von einzelnen Körperteilen, und von Haar- oder Kopftourismus sprechen. Für das Tätowieren der Haut liesse sich gleichermassen argumentieren.
- ²⁷ Vgl. Dorothy Noyes, Group, In: Journal of American Folklore 108/430, 1995: 449–478.
- ²⁸ Ein bis zwei Mal im Jahr hiess der Vorgang Dauerwelle, da durfte ich nicht mit, weil es wie das Wort schon sagt, länger dauerte als man einem kleinen Kind Geduld zutraute; und bisweilen musste es eilig gehen, dann hiess der Vorgang bloss «Kämmen» – was aber viel mehr als eines Kammes bedurfte.
- ²⁹ Vgl. Mani Matter, I han es Zündhölzli azündt. 1966–1972 (Tonbandkassette). Bern Zytglogge C-24.
- ³⁰ Die zwei letzten Örtlichkeiten haben sich im Zug der vermehrten Aufmerksamkeit für körperliches Wohlbefinden sowie auch der Demokratisierung und Entgeriatrisierung von Dienstleistungen wie dem Heilbad stark verändert, doch selbst in einer sogenannten «Day Spa» in einer amerikanischen Metropole, in der sich v. a. Frauen allen Alters einfinden, sind die räumlichen und dekorativen Unterschiede zwischen dem Friseursalon und den engen, weiss gehaltenen Massageräumen konstant. Die in letzteren eingespielte Musik sowie bisweilen auch aromatische Gerüche verändern die Atmosphäre des Protomedizinischen ein wenig, doch ein Massagietisch erinnert so sehr an einen Untersuchungstisch in der Arztpraxis, dass die grundsätzliche Auslieferung des Körpers an die Masseuse sich bereits aus den materiellen Umständen ergibt. Der Pedikürsalon ist ein Zwischending – bisweilen in den Friseursalon eingegliedert, bisweilen verborgen in abgegrenzten Winkeln einer Privatwohnung, wo durch Vorhänge oder Paravents eine Abgrenzung vom Wohnraum erzielt wird.
- ³¹ Lipp (wie Anm. 25): 22.
- ³² Der extremste mir bekannte Fall betrifft eine 30-jährige berufstätige Frau, die ihrem Friseur an der US-Ostküste trotz ihres Umzugs in den amerikanischen Westen treu geblieben ist (eine Flugzeit von ca. 5 Stunden, und ein Flugpreis von 300 bis 500 Dollar für einen Haarschnitt, der ca. 50 Dollar kostet). Aber auch mehrstündige Autofahrten zum Friseur in der ehemaligen Heimatstadt sind bekannt.
- ³³ Dies sind alles Äusserungen, die ich im Lauf des Jahres 2000 sowohl von Frauen wie Männern in informellen Gesprächen zum Friseurbesuch aufgenommen habe. Entgegen McCrackens Behauptung, dass Männer im Allgemeinen nicht über ihre Haarpflegeerfahrungen reden wollen, sind diese durchaus willens, hierüber zu reden. Notierte Bemerkungen seitens von Männern beziehen sich z. B. darauf, dass man Hände bevorzuge, die den Kopf nicht herumstossen, dass ein Salon mit vielen alten Männern (fast ohne Haare) für das Kommunikationsgeschick des Barbiers spreche, dass Haarschnitte im Sommer zu vertreten seien, nicht aber im Winter, dass Haarschnitte zu teuer seien und man sich das Haar auch selbst abschneiden könne.
- ³⁴ In einem 1936 erschienenen Werk, herausgegeben von Conrad Knöss und Ludwig Ross: Der Friseur: Ein Hand- und Nachschlagebuch für Damen- und Herrenfriseure, Haarfärber, Schönheitspfleger und Perückenmacher. Nordhausen, erscheint die zwischenpersönliche Problematik nur gerade einmal, unter dem Thema «Die Kundenbehandlung» (und dies mit Bezug auf Schönheitspflege, nicht Frisieren), wobei hier vorgeschlagen wird, sich mit den vier Menschentypen des Sanguinikers, Phlegmatikers, Melancholikers und Cholerikers vertraut zu machen, und hierzu in einer extra angelegten Kundenkartei Notizen zu machen, und so das Reden, je nach Kundentemperamenttyp, anzupassen (S. 239 f.). Als Dokument zur Entwicklung des Berufsfeldes sowie der überschwinglichen Freude an neuen Methoden und deren ästhetischen Möglichkeiten ist dieser reich illustrierte Band eine einzigartige Quelle.
- ³⁵ McCracken (wie Anm. 1) zeigt in den ersten zwei Kapiteln Beispiele dieser Abtastungsgespräche auf.
- ³⁶ Vgl. die Einschätzung von Intimität im Haarsalon im Interview mit Petra Kuhl, Friseursalon Aquarius. In: Flocke u. a. (Hg.) (wie Anm. 25): 135–138, hier: 137.
- ³⁷ Vgl. Victor W. Turner/Edward M. Bruner (Hg.), The Anthropology of Experience. Urbana (Illinois) 1986. Die in diesem Band vertretenen Einstiegsversuche haben aber bisher relativ spärliches Echo gefunden.